

Jugendjahre in Hamburg

Von Arthur Hübscher (Frankfurt a. M.)

Im Frühjahr 1793, als die Freie Stadt Danzig an Preußen fiel, wanderte der Handelsherr Heinrich Floris Schopenhauer mit seiner Familie nach der Freien und Hansestadt Hamburg aus. Der Vater, ein Mann von strenger republikanischer Gesinnung, am Geist der Aufklärung, an Voltaire und Rousseau gebildet; die Mutter, eine Frau von ungewöhnlicher geistiger Beweglichkeit, heiter-geselliger Lebensfreude zugeneigt; der Sohn, damals fünf Jahre alt, vom Erbe beider Eltern her bestimmt.

Die Familie nahm eine Wohnung im Hause Altstädter Neuer Weg 76. Drei Jahre später zog man in eine von den wohlhabenden Kaufherren Hamburgs bevorzugte Wohnstraße, den Neuen Wandrahm 92. In diesem Hause verbrachte Arthur Schopenhauer die entscheidenden Jugendjahre.¹⁾

Es waren bewegte Jahre: 1793 herrschte in Frankreich Robespierres Schreckensregiment, 1807, als Schopenhauer Hamburg verließ, stand Napoleon in der Höhe des Glanzes von Austerlitz. Inzwischen erlebte Hamburg den wirtschaftlichen Aufstieg in den neunziger Jahren und den wirtschaftlichen Niedergang durch die Kontinentalsperre und die englische Elbesperre. Die Dänen hielten i. J. 1801 die Stadt für kurze Zeit besetzt, mehrmals, 1803 und 1806, kamen die Franzosen, und am Ende führte die Entwicklung zur Einverleibung Nordwestdeutschlands mit Hamburg in das französische Kaiserreich.

Aber noch stand die Stadt im Zeichen der kulturellen und geistigen Blüte, die im frühen 18. Jahrhundert eingesetzt hatte. Die deutsche Oper, an der Händel seinen frühen Ruhm errungen hatte, brachte in jedem Jahr um die Jahrhundertwende Mozarts „Zauberflöte“, „Die Entführung aus dem Serail“ und den „Don Juan“ in guten Aufführungen heraus, in den Konzertsälen waren die Symphonien und Klavierkonzerte Mozarts neben den Symphonien und den Oratorien Haydns zu hören. Die Hamburger Bühne aber stand noch in der Tradition des Nationaltheaters, — des ersten Versuchs, in einer deutschen Stadt ein ständiges Theater mit künstlerischen Grundsätzen ohne fürstliche Unterstützung ins Leben zu rufen. Lessings „Hamburgische Dramaturgie“ bezeugt die Bedeutung dieses Unternehmens, das noch im Scheitern in ganz Deutschland fortwirkte: In Weimar, in Gotha und in Mannheim

¹⁾ Über die örtlichen Verhältnisse unterrichtet aus reicher Kenntnis der Lokalgeschichte Paul Th. Hoffmann: Schopenhauer und Hamburg, XIX. Jahrb. 1932, S. 207-251.

unter Ekhs Leitung und dann unter der Leitung seines jüngsten Schülers Iffland konnte verwirklicht werden, was in Hamburg unter der Ungunst der Verhältnisse noch Plan geblieben war; um die Jahrhundertwende brachte Iffland es in glanzvollen Gastspielen zurück nach Hamburg.

Und Hamburg war auch die Stadt des alten Klopstock, es war die Stadt, in der Dr. Reimarus wohnte, der Sohn des Verfassers der berühmten „Wolfenbüttler Fragmente“, der Freund Lessings und bald auch einer der zahlreichen Freunde des Hauses Schopenhauer, das die junge Frau des Handelsherrn rasch zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt zu machen wußte. Ihr Erinnerungsbuch „Jugendleben und Wanderbilder“ schließt leider schon mit dem 1. Band, im Jahre 1788. Das Schema der Fortsetzung aber liegt uns vor²⁾: es weist den Hamburger Jahren gebührenden Raum zu. Johanna wollte einen Vergleich der beiden altberühmten Hansestädte Danzig und Hamburg geben, sie wollte die geselligen Zustände, Sitten und Gebräuche schildern, die sie bei ihrer Ankunft vorgefunden hatte und die sich im Laufe von zwölf Jahren änderten, vom Treiben der französischen Emigranten sollte die Rede sein und von ihren „merkwürdigen Bekanntschaften“. Sie nennt in einem Brief an den Verleger Sauerländer das Sievekingsche Haus, Dr. Reimarus, Büsch, den Domherrn Meyer, Klopstock, den neapolitanischen Tischbein, Professor Meißner aus Prag . . . Das Exposé für den geplanten 2. und 3. Band, das dem Buche selbst angefügt ist, enthält die gleichen Namen, in anderer Reihenfolge, und fügt noch ein paar weitere hinzu: Baron von Staël, den Mann der berühmten Frau von Staël, Madame Chevalier, Graf Reinhard, Feldmarschall von Kalkreuth, Lady Hamilton und Nelson. Eine bunte Liste: bedeutende Namen aus allen Bereichen des politischen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens, von denen wir allerdings *Lady Hamilton* und *Lord Nelson* streichen dürfen: Beide kamen nur auf der Rückreise nach England durch Hamburg; zehn Tage lang, vom 21. bis 31. Oktober 1800, standen sie im Mittelpunkt gesellschaftlicher Ereignisse, Klopstock verherrlichte Lady Hamilton in seiner Ode „Die Unschuldigen“ — in den zwölf Hamburger Jahren der Familie Schopenhauer aber konnten diese zehn Tage doch nur einen vorübergehenden, in der Erinnerung gern bewahrten Höhepunkt bedeuten. Auch der Feldmarschall *Kalkreuth* kann nur als Randfigur des Hamburger Freundeskreises angesehen werden. Die Beziehung zu dem „alten geehrten Freund“ führt in die Danziger Zeit zurück.³⁾ Johanna sah ihn im Herbst 1806 wieder, nach der Niederlage bei Jena, die sein Ungeschick mit verschuldet hatte, er stand ihr mit gutem Rat zur Seite.

Aber da sind in Johannas Liste die angesehensten Namen der Hamburger Gesellschaft. Da ist der Handelsherr Georg Heinrich *Sieveking*, ein Mäzen

²⁾ Verlagsantrag an Johann David Sauerländer vom 16. März 1838 (XXXXVI. Schopenhauer-Jahrb. 1965, S. 167 f.); Johanna Schopenhauer: Jugendleben und Wanderbilder. Herausgegeben von Adele Schopenhauer, Braunschweig 1839, 2. Bd., S. 38 f.

³⁾ In einem Brief vom 26. Oktober an ihre Kusine Susanne Labes über ihre Weimarer Kriegserlebnisse nennt sie ihn einen „alten Freund von Danzig her“ (Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins, Heft 67, Danzig 1927).

von hohem Rang, der in seinem prachtvollen Landsitz zu Neumühlen bei Altona bedeutende Persönlichkeiten aus ganz Europa um sich sammelte. Da ist der Domherr Friedrich Johann *Lorenz Meyer*, aus dem berühmten Kaufmanns- und Senatorengelecht. Da ist Dr. *Reimarus*, — alle drei führend auf den Gebieten einer geistvollen Geselligkeit und führend in Angelegenheiten des öffentlichen und kulturellen Lebens: Lorenz Meyer war Vorstandsmitglied, Reimarus Mitbegründer der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Manufacturen, Künste und nützlichen Gewerbe — es ist die Patriotische Gesellschaft von 1765, die gleiche Gesellschaft, in deren Räumen wir uns in diesen Tagen so oft zusammenfinden.

Diesem engen Kreis alter angesehenen Hamburger Familien fügen sich die beiden Diplomaten, die Johanna nennt, zwanglos ein, — beide Männer eines kosmopolitisch-humanen Geistes: *Baron Staël-Holstein*, der ehemalige schwedische Gesandte in Paris, durch die Revolution vertrieben und Jahre lang von Sieveking unterstützt, und *Graf Reinhard*, der Frankreich mehrmals bei den Hansestädten vertreten hatte; er heiratete eine Tochter des Dr. Reimarus, die Vermählung fand auf dem Neumühlener Landsitz der Sievekings statt.

So eng und innig berühren sich die Kreise, aber sie öffnen sich leichthin auch den Welten der Dichtung, der bildenden Künste, des Theaters. Der alte *Klopstock*, der in freundlicher Zufriedenheit seinen Ruhm und die herzliche Verehrung genoß, die man ihm entgegenbrachte, oder *Wilhelm Tischbein*, der Gefährte und Freund Goethes in Rom, der 1801 nach Hamburg gekommen war und in seiner Wohnung im Hotel „zum römischen Kaiser“ am Jungfernstieg einen Kreis von Kunstfreunden an sich zog, — beide durften sich der guten Gesellschaft ebenso zugehörig fühlen wie der Volkswirtschaftler und Finanzpolitiker *Johann Georg Büsch*, der gelehrte und lebenswürdige Begründer der Handelsakademie, zu deren Schülern Alexander von Humboldt zählte. Die beiden letzten Persönlichkeiten in Johannas Liste allerdings werden kaum einen Beitrag zum gesellschaftlichen Leben, aber mancherlei Gesprächsstoff geliefert haben: der Romanschriftsteller *August Gottlieb Meißner*, eine Tagesgröße zweifelhaften Ranges, und *Madame Chevalier*, die temperamentvolle und launenhafte Schauspielerin des Französischen Theaters, das trotz Schröders deutschem Theater und neben ihm in hoher Blüte stand. Sie kam 1796 von der Pariser *Opéra comique* nach Hamburg, stieg und fiel wechselweise in der Gunst des Publikums, und verdrehte manchem jungen Mann den Kopf; drei Jahre später ging sie nach St. Petersburg und wurde die Geliebte Pauls I., eine Meisterin des höfischen Intrigenspiels, von der August Kotzebue in seinem Memoirenbuch „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens“ zu erzählen weiß. Nach der Ermordung Pauls wurde sie des Landes verwiesen und lebte seither in verschiedenen Städten Deutschlands, bis sich ihre Spur schließlich in Paris verlor.

Der kleine Arthur Schopenhauer sah das gesellschaftliche Leben seiner Eltern, die Menschen, mit denen sie verkehrten, Orte und Anlässe ihres Zusammentreffens, nur von fern an sich vorüberziehen wie die bunten Seiten eines kaum verstandenen Bilderbuches. Die spärlichen Berichte, die er später selbst gegeben hat, zeigen ihn streng in seine Kinderwelt geschlossen. Er habe, sagt er, vom 6. bis zum 10. Lebensjahr einen steten Spielkameraden gleichen

Alters namens Gottfried Jänisch⁴⁾ gehabt. Jänisch war der Sohn eines Arztes, der am Cathrinenkirchhof, in unmittelbarer Nähe des Wandrahm wohnte, so daß sich viele Gelegenheiten zu gemeinsamen Spielen und wechselseitigen Besuchen boten. Doch Jänisch starb im Alter von 12 Jahren⁵⁾ und geriet bei seinem Jugendfreund allmählich in Vergessenheit. In der Neujahrsnacht 1830/31 aber erschien er ihm in einem Traumgesicht: er stand, ein schlanker, langer Mensch, in einem unbekanntem Lande unter einer Gruppe von Männern und bewillkommnete ihn. Schopenhauer faßte diesen Traum als Warnung auf, er fühlte sich durch ihn bewogen, Berlin beim Eintritt der Cholera, 1831, zu verlassen.⁶⁾ Eine zweite Kindheitserinnerung ist in seinem Hauptwerk enthalten. Er erzählt, daß er in früher Kindheit sich eine Zeit lang am Wohlklang von Versen ergötzt habe, bis er schließlich merkte, daß sie durchweg auch Sinn und Gedanken enthielten. Der Sinn erschien wie eine unerwartete Zugabe zum schönen Klang.⁷⁾ Vielleicht deutet dieser Bericht auf eine Erlebnisfähigkeit besonderer Art, vielleicht läßt sich vom Kinde eine Brücke zu dem späteren Philosophen schlagen, der die Musik als höchste aller Künste ansah, und dem begleitenden, sinngebenden Wort nur eine untergeordnete Rolle gab — die Musik ist eine selbstgenügsame Kunst, die ihre eigene Sprache spricht und der Worte nicht bedarf.⁸⁾

Heinrich Floris Schopenhauer hat seinen Sohn frühzeitig zu nützlicher Lektüre angehalten. Er hat auf ein in Jahresbänden erscheinendes Bildungswerk für ihn subskribiert: auf die vielgelesene *„Neue Bilder-Gallerie für junge Söhne und Töchter zur angenehmen und nützlichen Selbstbeschäftigung aus dem Reiche der Natur, Kunst, Sitten und des allgemeinen Lebens“*. „Herr Arthur Schopenhauer in Hamburg“ — so steht der Name im Subskribentenverzeichnis des 3. Bandes von 1796 und ebenso noch im 14. Bande von 1806. Schon der Titel erweist das Werk als einen Vorläufer des „Guten Kameraden“, dem Franz Werfel in seinem ersten Gedichtbuch gehuldigt hat und der Jahr für Jahr das Entzücken unserer Kinderzeit gewesen ist. Die „Neue Bilder-Gallerie“ ist das erste Buch, in dem der Name Arthur Schopenhauer genannt wird.⁹⁾

Der Bildungsplan des Vaters hatte durchaus den Zug ins Welterfahrene, Weltmännische. „Mein Sohn soll im Buche der Welt lesen“, sagte er. Wenige Zeit nach der Geburt der Schwester Adele (12. Juni 1797) nahm er den Neunjährigen bereits auf eine größere Reise nach Frankreich mit und ließ ihn dann zwei Jahre lang, bis zum August 1799, bei einem Geschäftsfreund, Grégoire de Blésimaire, in Le Havre zurück. Arthur wurde gemeinsam mit dem Sohn des Hauses, Anthime, erzogen. Der Hauslehrer, M. Durand, gab auch eine

⁴⁾ Gottfried Jänisch (7. 4. 1786-28. 3. 1799), Sohn des Arztes Dr. Cornelius Jänisch (1753-1810) und seiner Frau Caroline, geb. Justi (1766-1846), Cathrinenkirchhof 34.

⁵⁾ Vgl. Brief von Johanna an Arthur Schopenhauer, 8. April [1798], vgl. S. 33 dieses Jahrbuchs.

⁶⁾ Msbuch „Cogitata“, S. 245.

⁷⁾ Msbuch „Adversaria“, S. 49 (1828); W II, S. 490.

⁸⁾ W I, S. 309.

⁹⁾ Vgl. Erich Biehahn, XXIV. Jahrb. 1937, S. 157.

erste Einführung in die französische Literatur. Man las u. a. Voltaires „Henriade“, — die Eingangsverse zitiert Grégoire noch Jahre später in einem Brief an Schopenhauer.¹⁰⁾ Die Freundschaft mit dem jungen Franzosen hat den Lebensgang Schopenhauers weithin begleitet. Im späteren Rückblick¹¹⁾ nannte er die Jahre in Le Havre den schönsten Teil seiner Kindheit.

Nach der Rückreise, die er zu Schiff, ohne Begleitung machte, fand ihn der Vater, zu seiner Freude, in einen kleinen Franzosen verwandelt. Er hatte seine Muttersprache verlernt, sie klang ihm häßlich: noch in seinen letzten Lebensjahren sprach er von ihren Kakophonien, die man nicht durch Ausmerzen der Vokale oder der Liquidae noch vermehren dürfe.¹²⁾ Es gab nach der Rückkehr einen lebhaften Briefwechsel zwischen beiden Freunden. Gelegentlich schreibt auch der Vater Grégoires nach Hamburg. Er wünscht, in einem Brief vom 27. *vendémiaire* (19. Oktober 1799), daß Arthur sich seine „*sensibilité*“ erhalten möge, von der er bei manchen Gelegenheiten Beweise gegeben habe: sie lehre das Leiden und die Freuden anderer auffassen und verstehen.

In Hamburg fand Arthur neue Freunde. Einer ist uns bekannt: der Kaufmannssohn *Georg Friedrich Röding*, — er kam oft in Schopenhauers Elternhaus, bis er 1802 nach Spanien ging, um erst nach Jahren zurückzukehren und als Kaufmann seinen Weg zu machen. Jahrzehnte später hat er Schopenhauer zu seiner Auszeichnung durch die Kgl. Norwegische Gesellschaft der Wissenschaften beglückwünscht.¹³⁾

Mit Anthime aber blieb Arthur in lebhaftem Briefwechsel. Die Briefe Arthurs sind uns nicht erhalten, nur die des Freundes, aber sie bieten manchen Aufschluß. Von Spielzeugfragen ist die Rede, wir hören etwa, daß Arthur drei Gewehre und drei Säbel hat.¹⁴⁾ Aber auch ernstere Dinge kommen zur Sprache. Anthime liest auf Arthurs Empfehlung hin eine Beschreibung der Pelew-Inseln; die Geschichte vom Häuptling *Aba-thule*, der den gestrandeten Kapitän *Wilson* freundlich aufnahm und den Engländern die Insel *Orolung* schenkte, macht ihm großen Eindruck.¹⁵⁾ Anthime seinerseits empfiehlt dem Freunde eine Anekdotensammlung, einen „*Dictionnaire historique d'éducation*“, den Arthur sich gleich besorgt und hübsch findet¹⁶⁾, er empfiehlt ihm sogar die Lustspiele *Molières*, — er werde sterben vor Lachen.¹⁷⁾ Im Geist nimmt er an einer Reise der Familie Schopenhauer nach Karlsbad und Prag teil¹⁸⁾, er sucht die Städte auf dem Atlas auf.¹⁹⁾

¹⁰⁾ Vgl. D XIV, Nr. 48 (1806).

¹¹⁾ *Curriculum vitae*, 1819, D XIV, Nr. 151, S. 282.

¹²⁾ D VI, S. 466 (aus „*Senilia*“, S. 91, d. i. 1857).

¹³⁾ Brief vom 13. April 1839, D XIV, Nr. 280.

¹⁴⁾ Brief vom 24. *vendémiaire an 8*, D XIV, Nr. 2.

¹⁵⁾ Brief vom 26. November 1799, unveröffentlicht.

¹⁶⁾ Brief vom 31. Oktober 1800, D XIV, Nr. 6.

¹⁷⁾ Ebda.

¹⁸⁾ Vgl. „*Journal einer Reise, 1800*“. In Wilhelm Gwinner „*Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt*“, herausgegeben von Charlotte von Gwinner, Leipzig 1922, S. 211.

¹⁹⁾ Brief vom 31. Oktober 1800, D XIV, Nr. 6.

Wir hören, daß Arthur tanzen lernt, Anthime sieht ihn schon auf den Bällen Hamburgs glänzen und gibt ihm mehrmals den Scherznamen eines Vestris von Hamburg.²⁰⁾ — Auguste Vestris war der berühmte Tänzer der Pariser Oper, den Schopenhauer später selbst in zwei Balletten, „Hero und Leander“²¹⁾ und „Psyche“²²⁾ bewundern konnte. Anthime möchte wissen, ob Arthur schon mit großen Leuten tanze oder mit Altersgenossen. „Sei froh“, schreibt er, „daß Du nicht mehr Deinen dicken Bauch und Deine Speckfalten hast, — das würde Dich hindern, mit Grazie zu tanzen.“²³⁾

Dann aber findet sich unter den Scherznamen, die Anthime dem Freunde gibt, einer: *Monsieur le négociant*²⁴⁾; — er weist darauf hin, daß Arthur sich jetzt auf seinen künftigen Beruf als Kaufmann vorbereiten muß. Er besucht das Privatinstitut des Dr. Runge, die vornehmste Hamburger Erziehungsanstalt, die vor allem der Ausbildung junger Kaufleute diene.²⁵⁾ Im Unterrichtsplan traten die Sprachen zurück, dem Latein war eine einzige Wochenstunde gewidmet und auch dies mehr zum Schein, wie Schopenhauer später sagte. Religion, Geschichte und Geographie wurden besonders gepflegt. Vier Stunden wöchentlich waren der Religion vorbehalten. Die kürzlich veröffentlichten Tagebücher des jungen Georg Christian Lorenz Meyer²⁶⁾, eines Neffen des Domherrn, der gleichzeitig mit Schopenhauer die Anstalt besucht hat, geben einen Einblick in die Art des Unterrichts. Das Wort Religion wird in diesen Tagebüchern nur gelegentlich gebraucht. Lorenz Meyer spricht, wie es üblich war, von Moral.

Er nennt die Themen einzelner Stunden: Die Notlüge wird behandelt, die Art, wie man andre schont, wie man andre durch Ärgeris verführen kann, Behutsamkeit im Urteil über andre wird empfohlen, man spricht über Friedfertigkeit und über geduldiges Ertragen der Eigenheiten anderer Menschen, über die Möglichkeiten, in seinen Berufsgeschäften auch den Mitmenschen nützlich zu sein, über Milde und Barmherzigkeit, über Gutes tun mit Weisheit, über die Pflicht, auch seinem Feinde zu vergeben, und über Pflichten gegen Geschwister und Bediente. Es ist ein Unterricht in Sittenlehre, in dem die Grundfragen des Religiösen kaum berührt werden.

L kennen Schopenhauer hat diese dem Alltag dienende Moral nicht nur in der Schule Runges/gelernt, sondern auch durch einen Mann, der in Johannas Freundesliste fehlt, aber dem Vater Heinrich Floris wohl vertraut war: durch *Matthias Claudius*, den Wandsbecker Boten. Ein kleines Heft, die 1799 anonym erschienenen Leitsätze „An meinen Sohn H.“, ein Geschenk des Vaters,

²⁰⁾ Brief vom 14. Februar 1800, D XIV, Nr. 4, und vom 30. Oktober 1801, D XIV, Nr. 7.

²¹⁾ Vgl. Arthur Schopenhauer: Reisetagebücher aus den Jahren 1803-1804. Herausgegeben von Charlotte von Gwinner, Leipzig 1923, S. 97 (30. Dezember 1803).

²²⁾ Vgl. Reisetagebücher, S. 104 (10. Januar 1804).

²³⁾ Brief vom 14. Februar 1800, D XIV, Nr. 4.

²⁴⁾ Brief vom Mai 1802, D XIV, Nr. 8.

²⁵⁾ Über Runge vgl. Paul Th. Hoffmann, a. a. O., S. 226-228, und Hildegard von Marchtaler, in der unter Anm. 26) genannten Veröffentlichung, S. 95-98.

²⁶⁾ Hildegard von Marchtaler: Lorenz Meyers Tagebücher. XXXIX. Jahrb. 1968, S. 95-111.

fand sich in der nachgelassenen Bibliothek Schopenhauers. Einzelne Sätze hat er mit Bleistift unterstrichen: „Halte Dich zu gut, Böses zu tun“ oder „Habe immer etwas Gutes im Sinn.“ Der Name Claudius führt auf ein Grunderlebnis Schopenhauers: wir finden ihn im Zuge der von weither, aus den Quellen der Mystik gespeisten pietistischen Bewegung, die in Hamburg eine eigenständige Tradition entwickelt hatte.²⁷⁾ Eine bekannte, über Jahrhunderte hinweg geltende pietistische Wendung nennt die Erde, den irdischen Aufenthalt ein Jammertal, — der Ausdruck wird viel später noch bei Schopenhauer wiederkehren. Das Diesseits wird als die Welt der Uebel und des Schlechten empfunden, gegen diese Welt stellt Claudius seine einfachen Leitsätze, aber auch manchen Hinweis auf eine innere Wiedergeburt des Menschen und manchen Trost. Ganz im Sinne des Wandsbecker Boten wird Schopenhauer davon sprechen, daß der Tod oft als ein Gut erscheint, ein Erwünschtes, als „Freund Hein“. Der Pietismus hat Schopenhauer die ersten, einfachsten Formeln für sein Weltverständnis gelehrt. Diese Formeln genügen nicht, sie müssen an der Erfahrung geprüft, sie müssen erweitert und geändert werden, aber sie werden nie mehr völlig ausgelöscht.

Inzwischen aber wuchs mit der Abneigung gegen den Beruf des Kaufmanns mehr und mehr Schopenhauers Liebe zu Kunst und Wissenschaft. Er las, was ihm zu Händen kam. Als Vierzehnjähriger entführte er, wie er später erzählt hat, mit Hilfe seines Kommodenschlüssels den Roman „Faublas“ aus der väterlichen Bibliothek und las ihn nachts, auf seinem Bette sitzend.²⁸⁾ Heinrich Floris mußte sehen, daß er den Sohn auf den falschen Berufsweg zwang. Auf Arthurs ständige Bitten und auf Runges Fürsprache hin entschloß er sich schließlich, ihm den Übertritt ins Gymnasium zu ermöglichen, seinen Lebensweg aber plante er durch den Einkauf in die Stelle eines Hamburger Kanonikus zu sichern. Die Verhandlungen zogen sich hin, noch einmal schöpfte er Hoffnung, den Sohn umzustimmen. Er stellte Arthur vor die Wahl, an einer mehrjährigen Reise der Eltern durch Europa teilzunehmen, dann aber den Kaufmannsberuf zu ergreifen, oder zurückzubleiben und die Schulbank zu drücken. Dieser Versuchung konnte der Fünfzehnjährige nicht widerstehen, er gab das geforderte Versprechen. Im Mai 1803 brach man auf. Die Reise ging durch Holland und Nordfrankreich nach England, wo Arthur für die Sommermonate in der Erziehungsanstalt des Rev. Lancaster in Wimbleton untergebracht wurde, um die Landessprache zu erlernen. Das bigotte und zeremoniöse Wesen in diesem Haus war ihm zuwider, aber „Zeichnen, Flöte, Fechten und Spaziergehen“²⁹⁾ und allwöchentliche Ausflüge nach London brachten doch manche erwünschte Abwechslung. Im Herbst ging die Reise weiter über Belgien nach Paris, zu einem längeren Aufenthalt. Noch einmal kam Arthur, einer Einladung Anthimes folgend³⁰⁾, auch nach Le Havre,

²⁷⁾ Vgl. Arthur Hübscher: Vom Pietismus zur Mystik. L. Jahrb. 1969, S. 10 ff.

²⁸⁾ Gespräch mit C. G. Bähr. In: Arthur Schopenhauers Gespräche, ed. Hübscher, XX. Jahrb. 1933, S. 257.

²⁹⁾ Johanna an Arthur Schopenhauer, 19. Juli 1803 (D XIV, S. 10).

³⁰⁾ Brief vom 7. Dezember 1803, D XIV, Nr. 14. Der Aufenthalt dauerte vom 17. bis zum 25. Dezember 1803.

um die altvertrauten Menschen, Orte und Gegenstände zu sehen, es war ihm, als ob er gar nicht vier Jahre fort gewesen wäre.³¹⁾ Man verließ Paris im Januar 1804. Man fuhr durch Südfrankreich, die Schweiz und Österreich, endlich über Dresden nach Berlin. Hier trennte man sich, der Vater reiste nach Hamburg zurück, Mutter und Sohn begaben sich noch für einige Monate nach Danzig, wo Arthur bei Herrn Kabrun, einem Geschäftsfreund seines Vaters, Wechselbriefe und Fakturen schreiben lernte. Heinrich Floris ermahnte ihn brieflich, sich einer guten Handschrift zu befleißigen — das sei für einen Kaufmann wichtiger als Tanzen und Reiten — und auf einen besseren Maintient [*sic*] des Körpers zu achten.³²⁾ Im Januar 1805 trafen Mutter und Sohn wieder in Hamburg ein. *Zu Ende des Jahres 1804*

Schopenhauer hat den Erziehungswert der großen Reise später gerühmt: Sie habe ihn gelehrt, die Bekanntschaft mit der Welt vom rechten Ende her anzufangen, sich nicht durch Worte und Geschichten über die Dinge dieser Welt zu unterrichten, sondern die Dinge selbst mit eigenen Augen in sich aufzunehmen.³³⁾ Seine Tagebücher zeigen, wie sich sein Blick für das Schöne wie für das Unvollkommene dieser Welt weitete und schärft. Die Zeugnisse menschlicher Größe und Herrlichkeit in den alten gotischen Mauern der Westminsterabtei geben „unendlichen Stoff zu denken“.³⁴⁾ Er fragt sich im Anblick der vielen Dichter, Helden und Könige, was sie von ihrer Größe mit hinübergenommen haben — das barocke Erlebnis der Vergänglichkeit wird in ihm wach. Die Reise, die bestimmt war, einen Grund von Weltfreude und Lebenslust in ihm zu legen, bewirkt das Gegenteil. Immer wieder bringt sie Beispiele für die Grunderfahrung seines Lebens, die er zuerst im Pietismus ausgesprochen gefunden hat. Sein Wagen rollt inmitten der herrlichsten Landschaft an schmutzigen Hütten und verkümmerten Menschen vorüber, er sieht das Bagno in Toulon, in dem 6000 Galeerensklaven ein schreckliches Dasein fristen³⁵⁾, er sieht die Menschen in Lyon gleichgültig an dem Platz vorübergehen, auf dem die Opfer der Revolution, ihre Väter und Brüder, hingerichtet worden waren.³⁶⁾ „In meinem 17. Jahre“, schreibt er später, „ohne alle gelehrte Schulbildung, wurde ich vom Jammer des Lebens ergriffen, wie Buddha in seiner Jugend, als er Krankheit, Alter, Schmerz und Tod erblickte.“³⁷⁾

Während der ganzen Reise blieb er mit zwei Mitschülern in brieflicher Verbindung, mit *Lorenz Meyer* und mit *Karl Godeffroy*, dem späteren Diplomaten und Hamburgischen Ministerresidenten in Petersburg. Schopenhauers Briefe sind nicht erhalten, ihr Inhalt aber ist aus den in seinem Nachlaß be-

³¹⁾ Reisetagebücher, S. 94, 95.

³²⁾ Heinrich Floris an Arthur Schopenhauer, 23. Oktober und 20. November 1804, D XIV, Nr. 16 (im genauen Wortlaut: XXXVI. Jahrb. 1955, S. 87 f.) und D XIV, Nr. 17.

³³⁾ *Curriculum vitae*, 1819, D XIV, Nr. 151, S. 284.

³⁴⁾ Reisetagebücher, a. a. O., S. 41.

³⁵⁾ Reisetagebücher, a. a. O., S. 154 ff.

³⁶⁾ Reisetagebücher, a. a. O., S. 164.

³⁷⁾ „Cholerabuch“, S. 89.

wahrten Antwortbriefen zu erschließen.³⁸⁾ Arthur erzählte mit einer gewissen Regelmäßigkeit von seiner Reise, manchmal wohl in wörtlicher Übereinstimmung mit seinen Tagebüchern. Er schreibt, wie wir hören, in einem angenehmen lustigen Ton, dann und wann allerdings macht er dem Freund Lorenz leise Vorstellungen, etwa, daß er „unverdaute Ansichten“ äußere. Die Antwortbriefe der beiden Freunde gehen auf die Berichte Arthurs ein, aber sie erzählen auch, was sich inzwischen in Hamburg ereignet hat. Sie berichten von den Ereignissen in Runge's Schule, von gemeinsamen Mitschülern — manche besuchen noch den Vormittagsunterricht bei Runge, während sie in kaufmännischen Comptoirs bereits auf ihren künftigen Beruf vorbereitet werden, — sie erzählen vom gesellschaftlichen Leben, von Bällen und Maskeraden, von Stadt- und Familienklatsch aller Art, und dann wieder von kindlichen Spielen und Prügeleien: man war Kavalier und Lausbub zugleich. Das ist die Umwelt, die der junge Schopenhauer im Mai 1803 verlassen hat und in die er nach dem Abschluß der Reise noch einmal zurückkehrt.

Er war nun 17 Jahre alt und mußte sein Versprechen einlösen. Er trat zu Anfang des Jahres 1805, wie es längst abgesprochen war³⁹⁾, als Lehrling bei dem Großkaufmann Senator Martin Jenisch ein.⁴⁰⁾ Bei Runge sollte er nach dem Wunsch des Vaters weiterhin Vorlesungen über Theologie hören.⁴¹⁾

Es begann eine trübe Zeit. Jenisch war ein liebenswürdiger, aber strenger Lehrherr, er erzog seinen Lehrling zu genauer Arbeit und gab ihm bis in die Nacht hinein zu tun. Arthur geriet mehr und mehr in Widerstreit mit seinen Obliegenheiten. Wie er später berichtet, suchte er die Comptoirstunden auf jede mögliche Weise zu verkürzen, um Zeit für das häusliche Studium zu gewinnen. Im Comptoir selbst hielt er Bücher versteckt, in die er sich versenkte, so oft er unbeobachtet war. Als der berühmte Dr. Franz Joseph Gall in Hamburg seine Vorlesungen über Schädellehre hielt, nahm er sogar zur Notlüge seine Zuflucht, um sich freizumachen.⁴²⁾

Das Elternhaus aber bot ihm nicht den Halt, den er in dieser Zeit nötig gebraucht hätte. Der Vater fand sich nach der Rückkehr von der großen Reise in der heimischen Welt nicht mehr zurecht. Vermögensverluste, wirkliche oder eingebildete, und andere Kümernisse bedrückten ihn. Er muß oft krank gewesen sein. Seinem jungen Freunde Adam von Doß erzählte Schopenhauer später, daß sein Vater siech und elend an seinen Krankenstuhl gebannt war und verlassen gewesen wäre, wenn nicht ein alter Diener sogenannte Liebespflicht an ihm erfüllt hätte. „Meine Frau Mutter gab Gesellschaften und amüsierte sich.“⁴³⁾

³⁸⁾ Arthur Hübscher: Ein vergessener Schulfreund Schopenhauers. XXXXVI. Jahrb. 1965, S. 130 ff. Die Briefe Godeffroys vgl. S. 33 ff. dieses Jahrbuchs.

³⁹⁾ Einen Brief Godeffroys an Schopenhauer vom 18. Mai 1804 (vgl. S. 38) spricht davon als einer bereits ausgemachten Sache.

⁴⁰⁾ Über Jenisch vgl. Paul Th. Hoffmann: Schopenhauers Hamburger Lehrherr: Der Senator M. J. Jenisch. In „Hamburger Fremdenblatt“, 4. Okt. 1931.

⁴¹⁾ Heinrich Floris an Arthur Schopenhauer, 20. Nov. 1804, D XIV, S. 16.

⁴²⁾ *Curriculum vitae*, 1819; D XIV, Nr. 151, S. 285.

⁴³⁾ Gespräche, S. 140.

Der Vater starb am 20. April 1805 durch einen unglücklichen Sturz aus einem Speicherraum. Die Mutter wußte sich bald zu trösten. Sie entschloß sich, die Firma aufzulösen und nach Weimar überzusiedeln. Schon Mitte August wurde das Haus am Neuen Wandrahm verkauft, Johanna bezog mit ihren Kindern zunächst eine Wohnung im Hause Kohlhöfen Nr. 87. Im Mai des nächsten Jahres unternahm sie eine Erkundungsreise nach Weimar, und am 21. September verließ sie mit ihrer neunjährigen Tochter Adele endgültig die Stadt, in der sie nichts mehr hielt. In Weimar hatte sich eine ihr bekannte Hamburger Familie Kühn niedergelassen. Dort wohnte der Kammerherr Dr. Ridel aus Hamburg, der frühere Erzieher des Weimarer Erbprinzen. Dort fand sie in wenigen Wochen den Zugang zu der Weimarer Gesellschaft. Die Teeabende der Hofrätin Schopenhauer waren bald berühmt.

Der Sohn blieb zurück, um die kaufmännische Lehre fortzusetzen, freilich nur um dem Verstorbenen zu halten, was er dem Lebenden versprochen hatte. Er kam zu dem Assekuranzmakler Gysbert Willink in Pension. Einen Trost bot ihm die teilnehmende Freundschaft Anthimes. In seinen Briefen erinnert er an die schöne Zeit in Le Havre. Wieder ist von Büchern die Rede, Erfahrungen und Empfehlungen werden ausgetauscht. Als der Blockadekrieg Napoleons gegen England den Handel Le Havres lahmlegte, entschloß sich Grégoire nach Hamburg zu gehen, und Arthur half bei der Verwirklichung des Planes. Er nahm die von Joachim Heinrich Campe (1783) begründete Erziehungsanstalt im holsteinischen Trittau oder das näher gelegene Institut Döllers für ihn in Aussicht; beide Pläne wurden auf Johannas Rat hin fallen gelassen.⁴⁴⁾ Als Anthime Ende Mai 1806 ankam⁴⁵⁾, wurde er zunächst, zur Erlernung der deutschen Sprache, bei dem Pastor Hübbe im Kirchdorf Allermöhe untergebracht. Man besucht sich nun an Sonntagen, man besucht gemeinsam die Komödie in Hamburg. Man unternimmt gemeinsame Ausflüge. Viel später erinnert Schopenhauer den Freund an einen Morgen in Trittau: „Wir lagen in einem Wald unter den Eichen; ich sagte, daß das Leben so kurz, fragwürdig und vergänglich sei, daß es die Mühe großer Anstrengungen nicht lohne, und Du antwortetest: Ja, ich weiß das alles, und wenn ich dann denke, daß ich Kaufmann werden soll, scheint es mir ganz dumm und unnütz.“⁴⁶⁾ Auch der Briefwechsel wird fortgesetzt, Arthur erweist dem Freund kleine Dienste: er besorgt ihm einen Leuchter für zwei Kerzen, mit einem grünen Schirm⁴⁷⁾, Hosenträger — „die besten und doch die wohlfeilsten als möglich“ —, eine Wurzel zum Zähneputzen⁴⁸⁾ und ein Abführmittel⁴⁹⁾. Im Januar übersiedelt Anthime dann nach Hamburg, er wohnt nun auch im Hause Willink.

In diesem Jahre aber entschied sich Arthurs Schicksal. Es ist bekannt, wie seine unausgesetzten Klagen über sein verfehltes Lebensziel schließlich doch

⁴⁴⁾ Brief von Johanna an Arthur Schopenhauer, 4. Juny 1806, D XIV, S. 30.

⁴⁵⁾ Am 14. Mai 1806 schreibt er noch aus Le Havre.

⁴⁶⁾ Brief vom 10. Dezember 1836, S. 42 dieses Jahrbuchs.

⁴⁷⁾ Briefe vom 16. und 27. August, ungedruckt.

⁴⁸⁾ Brief vom 23. September 1806, ungedruckt.

⁴⁹⁾ Brief vom 30. Oktober 1806.

zum Erfolg führten. Die Mutter schrieb ihm, auf den Rat ihres Freundes Fernow hin, den Brief, der ihm den Weg für eine wissenschaftliche Laufbahn freimachte.⁵⁰⁾ Sie stellte ihm noch einmal das Für und Wider eindringlich vor Augen, sie verwies ihn auf eines seiner Bücher, das ihm helfen könnte, auszuhalten: Es handelt sich um G.-Th. Raynals „*Recueil également nécessaire à ceux qui commandent et à ceux qui obéissent*“ (London 1782)⁵¹⁾; hier rühmt ein beredter Verteidiger der Menschheit, der Wahrheit, der Freiheit den Handel als weltbewegende Kulturmacht, er spricht von dem auszeichnenden Rang des Kaufmanns, der mit einigen Zügen seiner Feder die vier Enden der Welt zu ihrem wechselseitigen Wohle in Bewegung setzen könne . . . Aber Schopenhauer entschied sich für den Weg, zu dem das Gutachten Fernows so nachdrücklich ermunterte.⁵²⁾ Er ging nach Gotha, um sich unter der Leitung tüchtiger Lehrer auf das Studium vorzubereiten — zwei Jahre dieser Vorbereitung, und er konnte bereits die Universität Göttingen beziehen. Anthime schrieb ihm noch einige Briefe⁵³⁾, ernste Briefe eines bildungsbesessenen jungen Mannes, dann war es auch für ihn Zeit, an die Heimreise zu denken. Ein letztes Wiedersehen in Eisenach kam nicht mehr zustande, der letzte Brief Grégoires ist schon in Paris geschrieben.

Nur am Rande des Weges vom Kinde zum jungen Mann, der nun endlich sein Ziel zu kennen glaubt, finden wir die Zeichen für seine innere Entwicklung. Wir fragen, welchen Bildungsbesitz Arthur Schopenhauer aus Hamburg mitgenommen hat.

Die frühe Sicht auf Matthias Claudius blieb für vieles Spätere entscheidend. Die Bildungs- und Unterhaltungsbücher des Kindes aber sagen wenig aus. Eine erste beachtliche Bilanz hat die Mutter in einem Brief nach Wimbledon⁵⁴⁾ gegeben: Mit 15 Jahren, sagt sie tadelnd, habe er die besten französischen, deutschen und z. T. auch englischen Dichter gelesen — Schiller wird mehrfach erwähnt —, aber kein einziges Buch in Prosa, einige Romane ausgenommen, nichts Geschichtliches, nichts, als was die Schule unbedingt erforderte.

In den nächsten Jahren aber, nach der Rückkehr, erweitert sich der geistige Umkreis. Anthime empfiehlt ihm die Werke Boileaus, die Tragödien von Racine, Corneille, Crébillon d. Ä. und die Schriften von Voltaire und Rousseau.⁵⁵⁾ Er kauft sich Sulzers „Allgemeine Theorie der schönen Künste“, was seine Mutter billigt.⁵⁶⁾ Er liest mit Begeisterung Zacharias Werners „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“ und weist die Mutter auf das Drama hin.⁵⁷⁾ Und seit Anthime in Allermöhe, in seiner Nähe weilt, gibt es einen

⁵⁰⁾ Brief vom 28. April 1807 (D XIV, Nr. 71, S. 134).

⁵¹⁾ Das Buch hat sich in Schopenhauers Nachlaß erhalten: HN V, Nr. [1244]. Es ist 1788 übrigens auch in deutscher Übersetzung erschienen.

⁵²⁾ Fernows Gutachten ist zuletzt gedruckt: Grisebach, Schopenhauer, S. 43-46.

⁵³⁾ Briefe vom 1. Juli, 4. September und 1. November 1807 (D XVI, Nr. 72a-c).

⁵⁴⁾ Brief vom 4. August 1803 (D XIV, Nr. 12, S. 11 f.).

⁵⁵⁾ Brief vom 20. Dec. 1805, D XIV, Nr. 23.

⁵⁶⁾ Brief der Mutter vom 16. Mai 1806, D XIV, Nr. 26, S. 25.

⁵⁷⁾ Briefe der Mutter vom 3. und 12. Februar und vom 10. März 1807 (D XIV, Nr. 65, 66, 68).

lebhaften Austausch literarischer Erlebnisse und Empfehlungen. Schopenhauer gibt dem Freunde einen Leseplan, er leiht ihm Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande und August Lafontaines vierbändigen Unterhaltungsroman „Quinctius Heymeran de Flaming“. Als er nach Gotha geht, überwacht er weiterhin den Bildungsgang des Freundes. Er rät ihm, sich an den Buchhändler Perthes zu wenden, er empfiehlt ihm den „Hamlet“, Goethes „Wilhelm Meister“ und „Hermann und Dorothea“. Er empfiehlt ihm auch den „Julius von Tarent“ von Leisewitz, das Drama eines Bruderzwistes, das für Hamburgs Theater geschrieben wurde und weit über den Anlaß fortgewirkt hat, bis auf Schillers „Räuber“. Er empfiehlt ihm vor allem die „Tiekischen Sachen“⁵⁸⁾ und später eine Chrestomathie von Jean Paul.⁵⁹⁾

Mit den Tiekischen Sachen aber hat es eine eigene Bewandnis. Im Oktober 1806 schreibt Schopenhauer an seine Mutter, im Hinblick auf ihre Erlebnisse nach der Schlacht bei Jena: „Das Vergessen überstandener Verzweiflung ist ein so seltsamer Zug der menschlichen Natur: man würde dergleichen nicht glauben, wenn man's nicht sähe. Herrlich hat Tiek es ausgedrückt in ungefähr den Worten: wir stehen und jammern und fragen die Sterne, wer je unglücklicher gewesen als wir, indes hinter unserm Rücken schon die spottende Zukunft steht und lacht über den vergänglichen Schmerz des Menschen.“⁶⁰⁾ Dieses Zitat aus dem Gedächtnis stammt aus den „Phantasien über die Kunst, für Freunde der Kunst“, die Ludwig Tieck 1799 herausgegeben hat, bei Perthes in Hamburg.⁶¹⁾ Ähnlich wie Jean Paul und manche andere Leser des Buches, hält Schopenhauer den Herausgeber für den Verfasser, obwohl die schönsten Stücke des Buches von Wilhelm Heinrich Wackenroder stammen, — auch der Aufsatz über „Die Wunder der Tonkunst“, aus dem die zitierten Sätze stammen. So vollzieht sich gleichsam ohne Kenntnis des Partners eine geistesgeschichtliche Begegnung von großer Tragweite. Der junge Schopenhauer lebt in dieser Zeit in den Gedanken Wackenroders, seine Sprache ist die Sprache Wackenroders: im Satzbau der seltsam verschlungenen, feierlich beruhigten Perioden und noch in der reichen, rhythmisch gliedernden Zeichensetzung. In den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“⁶²⁾ hat Wackenroder „Von zwei wunderbaren Sprachen“, der Natur und der Kunst, gesprochen. In der Sprache der Natur redet die Gottheit selbst von Ewigkeit zu Ewigkeit, die Kunst aber richtet unseren Blick in unser Inneres, sie zeigt das Unsichtbare in menschlicher Gestalt. Noch der Student Schopenhauer bedient sich dieser Antithese, wenn er von der vollkommenen Sprache der Natur redet und der notwendig unvollkommenen Sprache der Philosophie, der Poesie und der Künste, in der wir der Natur nachzukommen suchen. Das war in der Göttinger Zeit, vier Jahre nachdem Schopenhauer mit

⁵⁸⁾ Vgl. Grégoires Brief vom 1. Juli 1807, D XVI, Nr. 72a.

⁵⁹⁾ Ungedruckter Brief; vgl. Ludwig Schemann: Schopenhauer-Briefe, Lpzg. 1893, S. 469.

⁶⁰⁾ D XIV, Nr. 44.

⁶¹⁾ HN V, Nr. [1582].

⁶²⁾ HN V, Nr. [1581]. Das Werk erschien in Berlin 1797.

Wackenroder zum erstenmale die Erhebung durch die Künste erfahren hat, — die Erhebung über einen Alltag, der ihm in dieser letzten Hamburger Zeit so schwer und drückend wird. Tiefer noch als die Herzensergießungen des Klosterbruders über die Wunder der Malerei müssen ihn, in den „Phantasien“, die Rhapsodien des Kapellmeisters Berlinger über die Wunder der Tonkunst berührt haben: er empfindet die Musik als stärkste Gegenmacht gegen alles Minderwertige, Triebhafte und Böse des Daseins. Die Musik ist im Widerspruch zur irdischen Welt erwachsen, ein unbegreifliches Wunder aus einer besseren Welt. „Die Pulsschläge der göttlichen Tonkunst“, heißt es in einem Brief an die Mutter, haben nicht aufgehört zu schlagen durch die Jahrhunderte der Barbarei, und ein unmittelbarer Widerhall des Ewigen ist uns in ihr geblieben, jedem Sinn verständlich und selbst über Laster und Tugend erhaben.“⁶³⁾

179

Der Einfluß Wackenroders wirkt auch über menschliche Beziehungen weiter fort. Von Hamburg aus war Philipp Otto Runge im Juni 1801 an die Dresdener Akademie gegangen, er war Ludwig Tieck begegnet und ihm seither freundschaftlich verbunden. Tieck hatte die Gedanken Wackenroders von den „zwei wunderbaren Sprachen“, der Natur und der Kunst, bei ihm Gestalt werden lassen, und Tieck begleitete ihn anregend auf dem Weg zu seinem Ziele: einer musikalischen Durchtönung der Künste, einem frühen Gesamtkunstwerk. Schon der junge Runge hatte von seiner heimlichsten Sehnsucht gesprochen: er möchte Worte oder Zeichen finden, um sein innerstes Gefühl auszudrücken, und daran appellieren, daß der andere von diesem Gefühl ergriffen werde — das ist musikalisch gedacht, im Sinne Wackenroders und im Sinne aller absoluten Musik, die das subjektive Gefühl, das sie auszudrücken sucht, als beseelende Macht für alle anderen nimmt. Runge hatte viel über solche Zeichen nachgedacht, über das, was er „Hieroglyphik“ nannte: neuerfundene Bilder, die zur Sprache werden sollten. Daß er das Geheimnis der Natur nun wirklich in Bildern der Kunst auszusprechen lernte, das verdankte er Tieck, der ihm die Blumensymbolik Jakob Böhmes und seine Farben-Allegorie nahebrachte und zugleich den „Heinrich von Ofterdingen“, aus dem er von der „Erinnerung der alten Blumenschaft“ hören konnte und von den Blumen als Ebenbildern der Kinder. Als er dem Freunde dann nach Jahresfrist die fertigen Zeichnungen der „Jahreszeiten“ vorwies, war dieser doch bestürzt, etwas, das „er sich doch nie als Gestalt gedacht, wovon er nur den Zusammenhang geahnet, . . . hier sichtbar in großen Blumen, Figuren und Linien hingeschrieben“ zu sehen.

Runge war im Frühjahr 1804 nach Hamburg zurückgekehrt, er sandte einen Abdruck seiner „Tageszeiten“ an Goethe, der Dichter dankte ihm⁶⁴⁾ und empfing im nächsten Monat einen langen Antwortbrief⁶⁵⁾, der in Goethes „Materialien zur Farbenlehre“ eingegangen ist, „Suche doch den Maler Runge kennen zu lernen“, schreibt Johanna an ihren Sohn, „Goethe hält viel von

⁶³⁾ Brief an Johanna Schopenhauer, November (?) 1806 (D XIV, Nr. 53).

⁶⁴⁾ Brief vom 2. Juni 1806.

⁶⁵⁾ Brief vom 3. Juli 1806.

ihm und korrespondiert mit ihm“;⁶⁶) sie wiederholt diese Aufforderung noch zweimal⁶⁷): ihm könne in Hamburg nichts Interessanteres widerfahren. Johanna wußte nicht, daß Runge schon im Mai 1806, den Kriegereignissen weichend, nach Wolgast gegangen war. So mußte dem jungen Schopenhauer die persönliche Bekanntschaft versagt bleiben.⁶⁸) Dem alten Freundeskreis Runges aber ist er nahegekommen: vor allem dem Verleger und Buchhändler Friedrich Perthes, dem Schwiegersohn von Matthias Claudius, der Wakenroders „Phantasien über die Kunst“ (1799) verlegt hatte und später in Runges Todesjahr, 1810, seine „Farbenkugel“ herausbrachte, — eine Farbenlehre, in der die neue Malkunst begründet wurde. Schopenhauer hat sie später, bei seinen eigenen Studien über die Farbenlehre, mehrfach herangezogen⁶⁹) und in einem Brief an Goethe⁷⁰) als „artiges Werk“ bezeichnet, — obwohl ihm, mit der Blumensymbolik, der ganze Gedanke der romantischen Durchdringung und Verschmelzung der Künste, der Wille, alles Einzelne in seinem unendlichen Bezug zum Ganzen zu fassen, fremd und zuwider war.

Mit Runge aber war auch Wilhelm *Tischbein* in seiner Hamburger Zeit zuletzt in ernste persönliche Verbindung gekommen, und von Tischbein her knüpft sich wieder — wir wissen es — die Verbindung zu Johanna Schopenhauer und ihrem Sohn. Er hatte der Hofrätin früher, leider vergeblich, den Hinweis auf Runge gegeben⁷¹), er gab ihr nun recht gern benutzte Empfehlungen nach Weimar mit, an Goethe, an die Hofdame Fräulein von Göchhausen⁷²), und wiederum enthalten Johannas Briefe an Arthur Grüße für Tischbein⁷³).

Es kommt zu einer ersten, noch mittelbaren Beziehung Schopenhauers zu den Großen von Weimar. Kurz bevor Johanna Hamburg verlassen hatte, im Frühjahr 1806, hatte Tischbein seine alte Beziehung zur Herzogin Amalia wieder aufnehmen können. Er sandte ihr unter dem merkwürdigen Titel „Überbleibsel der sibyllinischen Bücher, gesammelt vor der Grotte von Cumä“

⁶⁶) Brief vom 8. December 1806 (D XIV, Nr. 54, S. 92).

⁶⁷) Briefe vom 19./22. Dezember 1806 (D XIV, Nr. 58) und 10. März 1807 (D XIV, Nr. 68).

⁶⁸) Die Behauptung, daß Schopenhauer doch zu Runge gekommen sei, die Hellmuth Frhr. von Maltzahn („Philipp Otto Runge Briefwechsel mit Goethe“, Schriften der Goethe-Gesellschaft, 51. Bd., Weimar 1940, S. 52) auf einen Brief Johannas vom 28. April 1807 (D XIV, S. 135) stützt, beruht auf einer Verwechslung. Johanna spricht von dem Schulleiter, nicht von dem Maler Runge.

⁶⁹) Er hat das Werk vom 9. Februar bis 7. März 1814 in Weimar und nochmals vom 9.-13. Januar 1816 in Dresden entliehen (vgl. D XVI, S. 113, 122). Er zitiert die „sinnreich erdachte Farbenkugel“ in seiner Schrift „Über das Sehn und die Farben“ (1816), S. 36, kommt, ohne Runge ausdrücklich zu nennen, nochmals (S. 39, 52 und 70) auf sie zurück und gibt in der 2. Auflage (1854) alle vier Zitate mit Runges Namen: F, S. 28, 31, 41, 69. Und noch im 2. Band der Parerga (P II, S. 386) erscheinen Runges Arabesken als Gleichnis für die christliche Dogmatik.

⁷⁰) Brief vom 7. Februar 1816 (D XIV, S. 208).

⁷¹) Brief Johannas an Arthur, 10. März 1807 (D XIV, Nr. 68).

⁷²) Brief vom 6. Oktober 1806 (D XIV, S. 38).

⁷³) Brief vom 18./19. Oktober 1806 (D XIV, S. 65).

einen mäßigen Folioband aquarellierter Federzeichnungen erzählenden und moralischen Inhalts⁷⁴): Sie zeigten einen Esel, der mit Behagen Ananas statt Disteln frißt, einen Schwan, dem ein Schwein entgegenläuft und dergleichen mehr. Im April 1806 sandte er Goethe selbst ein Buch mit Radierungen und Bildern, und im Herbst ließ er ein weiteres folgen⁷⁵). Und alles wurde in Weimar beifällig aufgenommen, die Zeichnungen gingen von Hand zu Hand und wurden auf Tischbeins Wunsch mit poetischen Beischriften zurückgesandt. Man ermunterte Tischbein, weiteres zu schicken, man lud ihn nach Weimar ein, die Herzogin tat es, Herzog Carl August selbst mag es getan haben, als er Mitte November während seiner Reise von Schleswig nach Berlin einige Tage in Tischbeins Zimmern wohnte und von den Bildern aus der Natur und dem Tierreich, mit denen der Maler die Wände ausgeziert, mancherlei Genuß hatte. Tischbein konnte sich zur Reise nicht entschließen, er ließ Weimar sogar vergeblich auf einen weiteren Zyklus von Zeichnungen, die „Lebensgeschichte eines Esels“ warten. „Ist es denn gar nicht möglich, uns hier damit zu erfreuen?“ schreibt Johanna ihm in einem langen verehrenden Brief⁷⁶), sie hatte bereits Goethe für das Buch erwärmt und machte noch am 28. April 1807 ihren Sohn mit der ganzen, durch ängstliche Mittelsmänner verpfuschten Angelegenheit vertraut.⁷⁷)

Es ist etwas Merkwürdiges mit diesen Bilderbüchern: sie zeigen, wie der klassizistische Kunststil Tischbeins sich romantischen Einflüssen öffnet. Mehr und mehr hatte Tischbein begonnen, Sprichwörter und Sentenzen zu sammeln und Bilder dazu zu zeichnen oder auch Zeichnungen aus dem Alltagsleben anzufertigen und Kommentare und Lebensregeln dazu zu schreiben. In solchen Bemühungen kündigt sich bereits das Streben nach einer Form von sittlichem Bildungsmittel an, das für die ausgehende Romantik bedeutsam werden sollte. An ihrem Ende nimmt die Romantik eine Entwicklung, wie wir sie am Ausgang der mittelalterlichen Kultur beobachten: dem monumentalen und sakralen Bild tritt das bebilderte Buch zur Seite. Von Tischbein aus führt ein Weg zu Ludwig Richter, — nimmt es Wunder, daß auch Richters Anfänge im Zeichen von Tieck und Wackenroder stehen?

Schopenhauer hat die Zeichnungen des „philosophischen Malers oder malenden Philosophen“ bei ihm selbst gesehen und sie in späteren Jahren noch als Belege für eigene Erkenntnisse verwertet. Da ist eine kolorierte Zeichnung: Ein leeres Zimmer, das seine Beleuchtung durch das Kaminfeuer erhält; vor dem Feuer ein Mensch, der seinen Schatten durch das ganze Zimmer wirft. „Das ist einer“, kommentierte Tischbein dazu, „dem in der Welt nichts hat gelingen wollen und der es zu nichts gebracht hat; jetzt freut er sich, daß er doch einen so großen Schatten werfen kann.“ An diesen Kommentar aber

⁷⁴) Goethe: Tag- und Jahreshefte 1806.

⁷⁵) Brief von Fräulein von Göchhausen an Tischbein, 15. Oktober 1806 (Fr. von Alten: Aus Tischbeins Leben und Briefwechsel, Leipzig 1872, S. 105 f.); Rücksendung des Buches mit Brief der Göchhausen: 3. Februar 1807 (von Alten S. 109).

⁷⁶) 2. Februar 1807 (H. H. Houben: Damals in Weimar, 2. Aufl. Berlin 1929, S. 74-77).

⁷⁷) D XIV, S. 137.

knüpft Schopenhauer seine eigenen Bemerkungen über den Humor, der immer einen ernststen Gedanken durchscheinen lasse; er spricht diesen verdeckten Ernst mit Versen des persischen Gedichts Anwari Soheili aus:

„Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen,
sei nicht im Leid darüber, es ist nichts . . .“⁷⁸⁾

Daß unser Dasein etwas ist, das besser nicht wäre, und daß wir also von keinem Dinge, keinem Zustand große Erwartungen hegen noch große Klagen über nicht Erreichtes erheben sollten, — das ist, zu Ende gedacht, eine Weisheit, die ihm aus Wackenroders Gedanken über den „vergänglichen Schmerz des Menschen“ nahe gekommen war⁷⁹⁾ und für die ihm Tischbeins Zeichnung nun einen heiteren Beleg lieferte.

Ein anderes Bild: Auf der oberen Hälfte einer Doppelzeichnung stellt Tischbein klagende Frauen dar, denen ihre Kinder entrissen, auf der unteren Hälfte, in gleicher Anordnung und Gruppierung, Schafe, denen die Lämmer weggenommen werden. Jedem menschlichen Kopf, jeder menschlichen Stellung der oberen Blatthälfte entspricht unten ein tierisches Analogon, so daß man „nun deutlich sieht, wie sich der im dumpfen tierischen Bewußtsein mögliche Schmerz verhält zu der gewaltigen Qual, welche erst durch die Deutlichkeit der Erkenntnis, die Klarheit des Bewußtseins möglich ward“.⁸⁰⁾ Es gibt, sagt Schopenhauer, ein genaues Verhältnis zwischen dem Grade des Bewußtseins und dem des Leidens.

Die Erinnerung an den Vesuvausbruch, den Tischbein 1794 in Neapel erlebte, hält eine dritte Zeichnung fest, die auch in Tischbeins Buch für die Herzogin Amalia Aufnahme gefunden hat: Auf der Flucht vor dem Lavastrom schleppt der Sohn seinen alten Vater auf dem Rücken fort. Der Vater aber will, daß der Sohn ihn liegen lasse, um sich selbst retten zu können. Der Sohn gehorcht und wirft im Scheiden noch einen schmerzlichen Abschiedsblick zurück.⁸¹⁾ Dieses Zeugnis einer bis zur Selbstvergessenheit gehenden Liebe zeigt, in der Deutung Schopenhauers, wie ein rettungslos dem Tode anheimfallender Mensch noch mit ängstlicher Besorgnis auf das Wohl und die Rettung anderer bedacht sein kann, — es ist das Wiedererkennen des eigenen wahren Wesens im fremden Individuum, das Schopenhauer gerne mit der Sanskritformel *Tat twam asi* bezeichnet, — Dieses Lebende bist du!

Merkwürdig, wie die Kommentare Schopenhauers dem Bestreben Tischbeins entgegenkamen. Der Wunsch, das Bildwerk durch einen beigegebenen Text zu deuten, seinen Sinn zur Einsicht zu bringen, dieses Zusammenwirken von Bild und Wort, das Tischbein schon auf der italienischen Reise Goethes angeregt hatte⁸²⁾, — diese romantischen Neigungen Tischbeins hatten nicht

⁷⁸⁾ Vgl. W. II, S. 111. Schopenhauer hat die Verse der K. H. Graff'schen Übersetzung von Saadis Rosengarten (Leipzig 1846) entnommen. Er führt sie noch einmal P I, S. 436 an.

⁷⁹⁾ Brief an Johanna, 8. November 1806 (D XIV, Nr. 44); vgl. S. 14.

⁸⁰⁾ W I, S. 366 (schon 1. Aufl. 1819!).

⁸¹⁾ Ms.buch „Quartant“, S. 54 (Berlin 1825); P II, S. 234.

⁸²⁾ Goethe: Italienische Reise, 20. November 1786.

nur die Verbindung zu dem jungen Runge geschaffen, sie lassen auch den Rückschluß auf Wackenroder zu.

Für Schopenhauer aber bedeutet Wackenroder, nach Matthias Claudius, das zweite grundlegende Welterlebnis der Hamburger Jahre. Das unbestimmt ahnungsvolle Ineinsgreifen von Gefühlswelt und Weltwesen, das dem frühvollendeten Romantiker eignet, — bei Schopenhauer wird es mehr und mehr in der Richtung auf die Grunderfahrungen seiner Ästhetik fortentwickelt, die den Künsten, der Musik vor allem, ihren besonderen Rang zuerkennt. /nt

In den „Phantasien über die Kunst“ steht ein „wundersames morgenländisches Märchen“ von einem nackten Heiligen, das man das Märchen der Romantik selbst genannt hat. Dieser Heilige glaubt unaufhörlich das sausende „Rad der Zeit“ zu hören, zu sehen und es selbst zu drehen, er kann den schwindelnden Wirbel nicht durchbrechen, — das geht durch Jahre fort, Tag und Nacht, bis mit einem Male in einer Sommernacht ätherische Musik zu ihm hinübertönt. Mit dem ersten Tone ist das Rad der Zeit verschwunden, der Zauber gelöst; der verirrte Genius, aus seiner irdischen Hülle befreit, entschwebt im Tanz in das unendliche Firmament. Das Märchen zeigt, wie die Romantik das Wunder der Musik erlebt: als eine Macht, die nicht in die Formen des Raumes und der Zeit gebannt ist, in die Formen der Erkenntnis, die an aller Sonderung, Begrenzung, Vielheit Schuld tragen. An großen Beispielen zeigt die Romantik die Lösung aus der begrenzenden Form zur reinen Musikalität. Friedrich Schlegel tut es am Beispiel Calderons, Schelling, in seinem Aufsatz über Dante, am Beispiel der Divina Commedia. Dies alles aber, dieses unbestimmte Einsinken des Gefühls in den Weltgrund wird bei Schopenhauer, zum ersten Male, in einer Metaphysik der Kunst zur Klarheit gebracht, die wir zu den kostbarsten Bestandteilen seiner Lehre zählen. Er spricht vom Freiwerden des Intellekts aus dem Dienst des Willens, vom reinen willenslosen Subjekt der Erkenntnis, das sich von allen Formen des Satzes vom Grunde gelöst hat: die Zeit, der Ort, das erkennende Individuum und das erkannte Individuum, nichts von allem gilt, nicht die einzelnen Erscheinungen, nur ihre ewigen Formen, die platonischen Ideen. In der Musik aber geschieht ein Weiteres und Höheres. Die Musik hebt über die Ideen hinaus zum Urgrund des Weltwesens selbst, sie ist, mit einem kühnen Gleichnis gesagt, gleichsam die Welt in Tönen, so wie die Welt als verkörperte Musik angesehen werden kann.⁸³⁾

Der ästhetischen Lösung des Welträtsels aber hat sich von früh an die ethische verbunden, die von Claudius und dem Pietismus her angelegt, aber weit über den Rang von Vorschriften der Sittenlehre hinausgehoben wird. Immer wieder ist in den frühen philosophischen Aufzeichnungen Schopenhauer von dem Neben-, dem Gegeneinander eines empirischen und eines besseren Bewußtseins die Rede. Das empirische umgreift die Dinge des Alltags, des Welttreibens, das bessere enthüllt sich in den seltenen, begnadeten Augenblicken der Kunst, der Erkenntnis, der reinen Liebe, die unbegreiflich und fremd in dieser Welt erscheinen und neben denen alles andere niedrig ist und Qual und Schuld. Die Erlebnisinhalte dieser Antithese werden von Jahr

⁸³⁾ W I, S. 310.

zu Jahr schärfer gefaßt, breiter und näher entfaltet, bis sie schließlich im Werk Schopenhauers in eine metaphysische Antithese eingehn: der Wille im Zustand der Bejahung und im Zustand der Verneinung. Das künftige Weltbild, das im ästhetischen und im ethischen Bereich auf seine Höhe kommt, — in ersten Umrissen deutet es sich schon in Hamburg an.

Schopenhauer ist nicht mehr nach Hamburg zurückgekehrt. Aber er hat Hamburg nie vergessen. Ein paar mal, in späteren Jahren, gab es noch einen kurzen Briefwechsel mit Anthime.⁸⁴⁾ Ein Wiedersehen aber, das endlich doch bei einem Besuch Anthimes in Frankfurt zustande kam, fiel wenig ersprießlich aus.⁸⁵⁾ „Man divergiert immer mehr“, sagte Schopenhauer, „je älter man wird, zuletzt steht man ganz allein.“⁸⁶⁾

Die Verbindung mit den Schulfreunden war längst gelöst. Nur Karl Godeffroy trat noch einmal von fern in den Gesichtskreis Schopenhauers. Er hatte eine Tochter des Senators Martin Jenisch geheiratet, um 1838 sandte er Schopenhauer Grüße durch seinen Neffen, und in seinem Hause war ein halbes Jahrhundert nach der gemeinsamen Schulzeit einer der ersten und eifrigsten Anhänger Schopenhauers Hauslehrer: Julius Frauenstädt.⁸⁷⁾

15.

Eine letzte Verbindung mit Hamburg brachte die dreitägige Feuersbrunst vom 3. bis 8. Mai 1842, die — 101 Jahre vor der Katastrophe des zweiten Weltkriegs — einen großen Teil der Stadt in Asche legte. Schopenhauer beteiligte sich an der großen Spendenaktion, die in ganz Europa einsetzte, er ermunterte auch seinen Bankier Joseph Mendelssohn, es zu tun, und Mendelssohn, in dankbarer Erinnerung an die Franzosenzeit, da er in Hamburg Schutz genossen hatte, ließ sich nicht vergeblich bitten.⁸⁸⁾

Seltsam genug aber, daß auch das geistige Leben Hamburgs weiterhin Kreise zog, in die Schopenhauer einbezogen wurde. Neun Jahre nach seinem Weggang, 1816, war Heinrich Heine in die Stadt gekommen, die bis zu seiner Übersiedlung nach Paris so nachhaltig seinen Lebensweg bestimmen sollte: er hatte, wie Schopenhauer, den Widerstreit zwischen dem Beruf des Kaufmanns und seiner wahren Neigung in sich auszutragen. Und wieder zwei Jahrzehnte später, 1835, kam Friedrich Hebbel nach Hamburg und empfing hier die Gewißheit seiner Berufung. Beide lernten das Alterswerk Schopenhauers, die „Parerga und Paralipomena“ kennen, Heine in Paris durch den Romanschriftsteller Alfred Meißner, Hebbel etwas später, und von Hebbel jedenfalls knüpft sich wieder die unmittelbare Verbindung zu Schopenhauer:

⁸⁴⁾ Grégoire an Schopenhauer, 3. April 1817 (D XIV, Nr. 117); Schopenhauer an Grégoire, 10. Dec. 1836 (S. 41 ff. dieses Jahrbuchs); Grégoire an Sch., 19. Dec. 1836 (S. 47 ff. dieses Jahrbuchs); Schopenhauer an Grégoire, 17. Juni 1838 (vgl. XXXX. Jahrb. 1959, S. 30); Grégoire an Schopenhauer, 1. Juli 1838 (D XIV, Nr. 273), 25. April 1845 (D XIV, Nr. 330), 13. Juli 1845 (D XIV, Nr. 331); Schopenhauer an Grégoire, 16. Juli 1845 (L. Jahrb. 1969, S. 129).

⁸⁵⁾ Vgl. XXXXVII. Jahrb. 1960, S. 120 f.; L. Jahrb. 1969, S. 129.

⁸⁶⁾ Gespräch mit Carl Bähr. In: Gespräche, S. 256.

⁸⁷⁾ Vgl. Schopenhauer an Frauenstädt, 11. Juni 1848 (D XIV, S. 619).

⁸⁸⁾ Vgl. Arthur Hübscher: Schopenhauer und sein Bankier. XXXVI. Jahrb. 1955, S. 96.

sein Huldigungsbesuch am 4. Mai 1857 entlockte dem Philosophen das schöne Wort von der Komödie seines Ruhmes, die auf der Bühne für tragische Posen, die man die Welt nenne, aufgeführt werde, während er selbst in zufälliger Verspätung noch anwesend sei.⁸⁹⁾ Zur Wirkungsgeschichte Schopenhauers gehört aber auch die Tatsache, daß der erste größere Versuch, Schopenhauer in den Zusammenhang der nachkantischen Philosophie zu stellen, in Hamburg unternommen wurde, von Georg Weigelt⁹⁰⁾. Kritik und Korrektur der Entwicklung erfolgte hier teils wörtlich *unter* Schopenhauers, teils *in* seinem Namen, so daß Schopenhauer am Ende als der eigentliche Beherrscher und Wegweiser auf philosophischem Gebiet erschien.

Hamburg ist eine der vier Städte, die Schopenhauers Leben richtunggebend bestimmt haben. Seine Kindheit hat er in der Freien Stadt Danzig verlebt, seine Jugendjahre in der Freien und Hansestadt Hamburg. Dresden schenkte ihm sein Hauptwerk, aber als seine Wanderjahre vorbei waren, als er die Entscheidung über seinen Aufenthaltsort in der zweiten Lebenshälfte treffen mußte, ging er nicht nach der kurpfälzischen Residenzstadt Mannheim, sondern nach der Freien Stadt Frankfurt a. M.

Hamburg gab die Zeit der Vorbereitung, die Zeit, in der sich Grundelemente seines späteren Denkens formten. Und wenn Dresden die Zeit der Erfüllung und der Reife brachte, und Frankfurt schließlich die Zeit der Ernte, der alle späteren Werke Schopenhauers zu danken sind, — ohne Hamburg wären Dresden und Frankfurt nicht möglich geworden.

⁸⁹⁾ Vgl. Gespräche, S. 298-304.

⁹⁰⁾ G. Weigelt: Geschichte der neueren Philosophie, 1. Hälfte Hamburg 1854 (HN V, Nr. 581).